

Zeitschrift: Pestalozzi-Kalender
Herausgeber: Pro Juventute
Band: 68 (1975)

Artikel: Stirbt New York?
Autor: Schmidt, Otto
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-989219>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 05.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Stirbt New York?


*Menschen, nichts als Menschen ...
Im Sommer am Strand von New
York.*

Von New York, der stolzen amerikanischen Grossstadt, dem Sitz der Vereinten Nationen (UNO), der legendären Millionenmetropole mit ihren Wolkenkratzern, kommen mehr und mehr schlechte Nachrichten. Stirbt die Stadt? Das ist die Frage, die sich viele stellen angesichts der Verbrechen, des Elends, das dort überhandnimmt.

Hören wir, was Zeitungen und Zeitschriften in letzter Zeit über New York berichteten.

In der Jugendzeitschrift «Treff» schrieb ein Besucher New Yorks:

«Zu den ersten Tips, die man von erfahrenen New York-Besuchern bekommt, gehört meist der Satz: 'Tragen Sie nicht zu viel Geld auf sich, passen Sie auf Ihre Handtasche auf'. Jedes Jahr werden hier im Durchschnitt 54500 Raubüberfälle verübt. Allein auf der 1,7 Millionen Einwohner zählenden Insel Manhattan sterben jährlich 900 Menschen durch Mörderhände. Überfälle, Einbrüche, Autodiebstähle, Vergewaltigungen und Rauschgiftdelikte (es gibt über 150000 Süchtige in New York!) gehören zum täglichen Leben. Es ist ein



Leben mit der Angst. Eine Umfrage hat ergeben, dass die Hälfte aller New Yorker Angst hat, nach Einbruch der Dunkelheit das Haus zu verlassen. Die Polizei steht den Verbrechen der Stadt zum grössten Teil machtlos gegenüber. 31 600 Polizisten sind zum Schutze der acht Millionen Einwohner angestellt. Mehr als tausend Streifenwagen sind auf dem 9600 Kilometer langen Strassennetz der Stadt ununterbrochen unterwegs. Cops, wie hier die Polizisten genannt werden, patrouillieren meist nur zu zweit oder zu dritt durch Kinos, Kneipen, Parks und U-Bahn-Stationen.»



Auch in der «Neuen Zürcher Zeitung» tönt es nicht viel anders:

«Selbst mutige New Yorker leugnen nicht, dass Angst ihre ständige Begleiterin in den Strassen ist. Tagsüber sind die Strassen ganz normal, schmutzig in ärmeren Vierteln, sauber in wohlhabenderen, und alle wimmelnd von Menschen. Nach Einbruch der Dunkelheit aber scheinen sie bei jedem Besuch der Grossstadt menschenleerer zu sein. Gibt es konkrete Beweise dafür?

Bis zu einem gewissen Grad ja. Playbill, eine kleine Zeitschrift, welche

Theaterbesuchern in der City von New York gratis abgegeben wird, hatte in den späten sechziger Jahren eine Auflage von über zwei Millionen Exemplaren im Monat. Im vergangenen Jahr betrug die Auflage nur noch 950 000 Exemplare. New Yorker bleiben abends zu Hause.

Anlässlich meines letzten Aufenthaltes in New York nahm ich mein Mittagessen in einem stillen Restaurant am oberen Broadway ein. Andern Tags veröffentlichte die ‚New York Times‘ einen Bericht über einen jungen Mann, der zu genau der selben Zeit nur drei Häuserblocks entfernt den Tod fand. Er hatte auf der Bank

80 Dollar abgehoben und war so unvorsichtig, die Noten vor dem Eingang zu zählen. Ein Halbwüchsiger verlangte von ihm, dass er das Geld herausgebe. Weil er sich weigerte, wurde er von dem Burschen kaltblütig erschossen.»

Jugendliche, Halbwüchsige als Verbrecher? Das scheint zum Alltagsbild New Yorks zu gehören. Die deutsche Illustrierte «Stern» ging den Ursachen nach. Zuerst schildert sie die Zustände in einem der ärmsten Quartiere New Yorks, in Süd-Bronx:

«Vor zehn, fünfzehn Jahren war dies ein beinahe idyllischer Wohnbezirk für New Yorker der mittleren Einkommensklasse. Doch dann kamen die Armen: die Neger, die der Unterdrückung in den Südstaaten entfliehen wollten, die Puertoricaner, die Massenarbeitslosigkeit von ihrer Karibikinsel trieb. Zwei Millionen drängten aus den überquellenden Slums von Harlem, Südost-Manhattan, Brooklyn und Queens in die weissen Wohnbezirke, und die Weissen – verunsichert durch die andersartigen Lebensgewohnheiten der Fremden, getrieben von rassistischen Vorurteilen – zogen weit hinaus in die Vororte. In den neuen Gettos schaukelten Hass und Verzweiflung einander hoch. Ausbruchversuche aus diesen Armen-Reservaten scheiterten meist nicht an mangelnder Arbeitslust, sondern an fehlenden Jobs: In den letzten drei Jahren allein verlor New York durch den Abzug von Industrie

und Handel eine Viertelmillion Arbeitsplätze. Und die letzten, die angeheuert, und die ersten, die gefeuert werden, sind noch immer die Schwarzen und die Puertoricaner. Die Anhäufung von Armut, nur ein paar U-Bahn-Minuten entfernt von den Luxus-Apartments der Fifth Avenue, war nirgendwo so massiv wie in der Süd-Bronx – einem Asphaltschungel, so schrieb die ‚New York Times‘, ‚aus dem die Zivilisation verschwunden ist.‘ 500 000 Menschen auf zwölf Quadratkilometern. Jeder zweite lebt von der Wohlfahrt, jeder dritte hat Tbc, jeder zehnte ist rauschgiftsüchtig. 50 Prozent der Wohnungen sind ohne Heizung, 20 Prozent ohne Wasser.»

Auf diesem Hintergrund ist die Entstehung der jugendlichen Verbrecherbanden zu verstehen. Der «Stern» schreibt:

«Plötzlich waren sie da, geboren aus Amerikas elendigstem Slum, der New Yorker Süd-Bronx. Heute ist ihre kriminelle Potenz für das ohnehin schon von Verbrechen heimgesuchte New York so bedrohlich, dass man eine eigene Polizeitruppe aufstellte, um sie zu bekämpfen. Die Polizei sieht das Phänomen zunächst statistisch: 147 Gangs im gesamten Stadtgebiet mit 19 000 Mitgliedern (Stand: 30. Juni 1973); im letzten Jahr 57 Morde, 2176 Festnahmen, 1401 bewaffnete Zwischenfälle; in den ersten sechs Monaten 1973: 388 Waffen sichergestellt, vom Molotow-Cocktail bis zum Maschinengewehr.»



Die Gangs bekämpfen alles, was ihnen in den Weg kommt, sie führen auch Krieg untereinander. Im berühmten gewordenen Musical «West Side Story» wurde der Kampf zweier rivalisierender Gangs geschildert, der Kampf zwischen Jets und Sharks. Wer sind sie diese Gangs, was wollen sie, warum tun sie das alles?

Aus der «West Side Story»: «Das Erschreckendste an ihnen war, dass sie kein Ziel für ihren Hass besaßen. Mit ihren Blicken, Worten und Taten – selbst mit ihren Gedanken – hassten sie alles und jeden auf ihrem Weg. Ohne feste Richtung zogen sie durch die Stadt, Vernichtung im Herzen. Nichts war vor ihnen sicher, da alles und jeder ihr Feind war. Mit der Bösartigkeit blinder Bestien fielen sie über alles her, was ihnen in den Weg trat. Ihr Opfer konnte ein Mann sein, mit dem sie am Tage vorher sich freundlich unterhalten hatten, ein Junge, ein Mädchen, mit dem sie vor einigen Minuten gescherzt hatten, ein Ladenbesitzer, der ihnen immer Kredit eingeräumt hatte, ein leerstehendes Gebäude mit noch unzerbrochenen Fensterscheiben. Blinde Vernichtung im Sinn, unfähig, Menschen und Einrichtungen zu würdigen, zerstörten sie, was es zu zerstören gab, und wenn es nichts mehr zu zerstören gab, gingen sie aufeinander los. Im besten Falle löschten sich die Banden gegenseitig aus. Und mit dieser glücklichen Hoffnung ging die Stadt ihren üblichen Geschäften nach – und starb.»

Ja, die Jets und die Sharks löschten sich zwar gegenseitig aus, aber neue Banden kamen, und New York stirbt weiter.

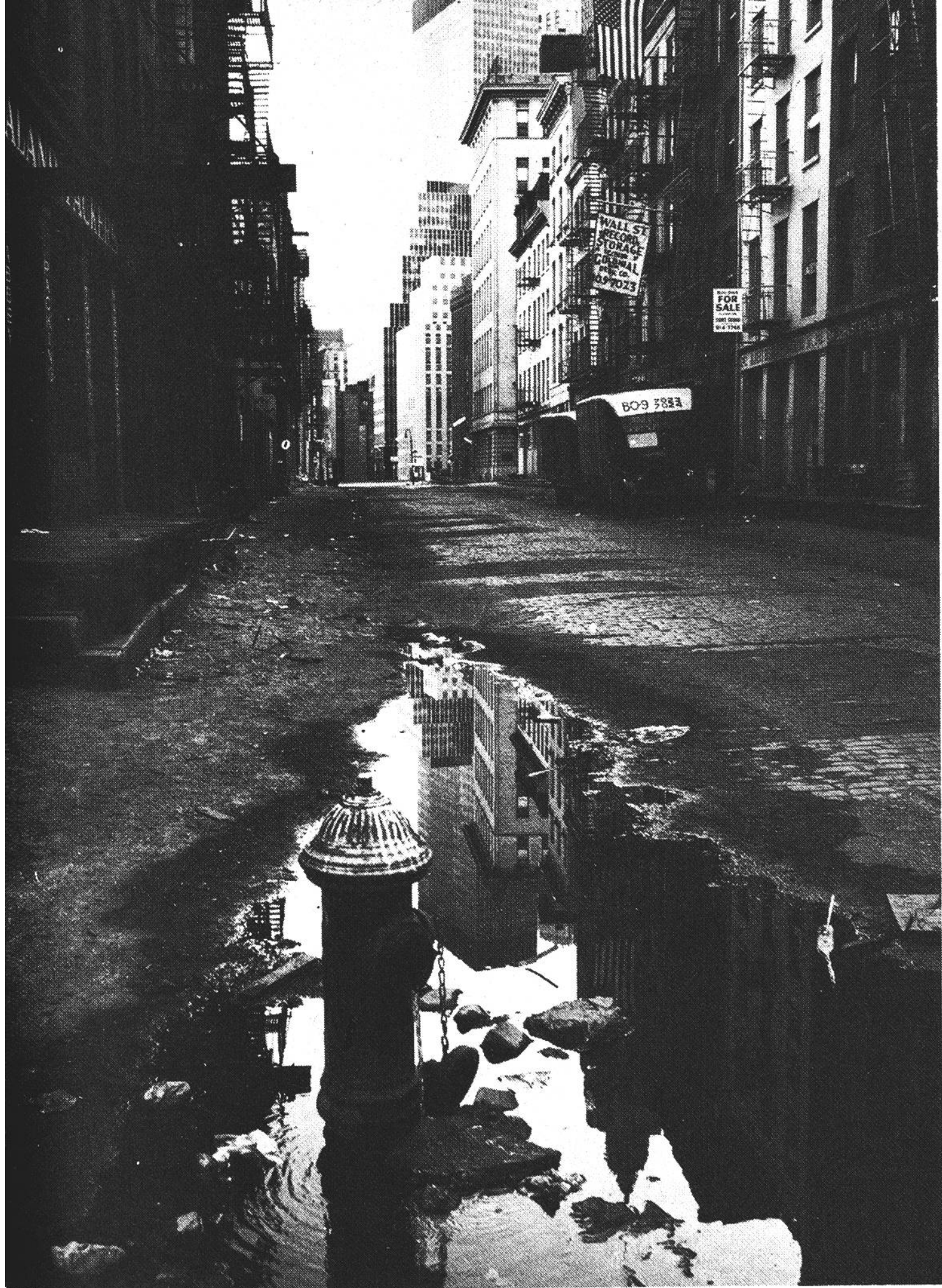
274

Warum das alles, und was ist dagegen zu tun? Der «Stern» gibt eine weitere Erklärung, aber noch lange keine Lösung:

«Fast alle Gang-Mitglieder – meist sind sie zwischen 13 und 23 Jahre alt – stammen aus kaputtem Elternhaus. Ein Polizist: ‚Die Regel ist: Vater drogensüchtig, die Mutter verschlampt.‘ Niemand, der sich in der brutalisierenden Umwelt der Slums um die Kinder kümmert. Die Gang bietet ihnen eine Ersatzfamilie, mit dem Präsidenten als Vaterfigur und der Gruppendisziplin als Orientierungshilfe im Alltag.»

Nebenstrasse, verlassen und verkommen.





Es hat sich gezeigt, dass die Polizei das Übel höchstens teilweise in Schach halten kann, lösen kann sie die Probleme nicht. Nur eine Veränderung der sozialen Verhältnisse könnte eine Änderung bringen. Die Menschen in den Armenvierteln müssten wieder Hoffnung schöpfen können, Hoffnung auf ein menschenwürdiges Dasein.

Und die Jugendzeitschrift «Treff» weist einen Weg, der eingeschlagen werden könnte:

«Staat, Polizei und Negerführer suchen schon seit langem, aus dem Schlamassel herauszukommen. Bis jetzt sind ihre Bemühungen erfolglos geblieben. Was fehlt, bei den Weissen und den Schwarzen, ist der feste, ehrliche Wille, das Problem auf eine gewaltlose Art zu lösen. Geld ist nicht ein Allerweltsheilmittel, und es macht den Menschen nicht unbedingt menschenwürdiger. Aber vermehrte finanzielle Hilfe wäre doch vorstellbar. Nur ein kleiner Teil der Milliarden, die die amerikanische Regierung jährlich für Waffen und Kriege ausgibt und ausgegeben hat, könnte mithelfen, neue Wohnungen zu bauen und Arbeitsplätze zu schaffen. New York wartet auf Menschlichkeit!» Otto Schmidt

► Die Kinder warten und hoffen.

►► Ein Negerjunge versucht als Strassenverkäufer etwas zu verdienen.

